

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 33

Sonntag, den 13. August

19.6

Irrwege der Liebe.

Roman von E. Grabowski.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Es war einige Wochen später; die Baronin erwartete Rose und Karsten. Das Wetter war noch schön, darum hatte sie im alten Jagdsaal decken lassen. Er führte direkt in den Garten. Dieser heitere, in Eiform erbaute Saal stammte aus der Zeit, in der allerlei Spielereien Eingang gefunden hatten in die Kunst. Eine Spielerei war auch der Saal, aber immerhin eine sehenswerte.

Vom Grunde der Wand hoben sich Bäume, deren Kronen sich im gewölbten Himmel verloren. Allerlei Vögel waren in das Blau gemalt. Zwischen den Stämmen der Bäume tummelten sich Damen im Reitrock mit hochfrisiertem Haar; Männer mit Topf und Wadenstrümpfen; Windspiele und anderes Getier.

Ein glänzendes Parkett, hart wie Stahl, sprach von dem Reichtum und der Herrlichkeit deutschen Holzes.

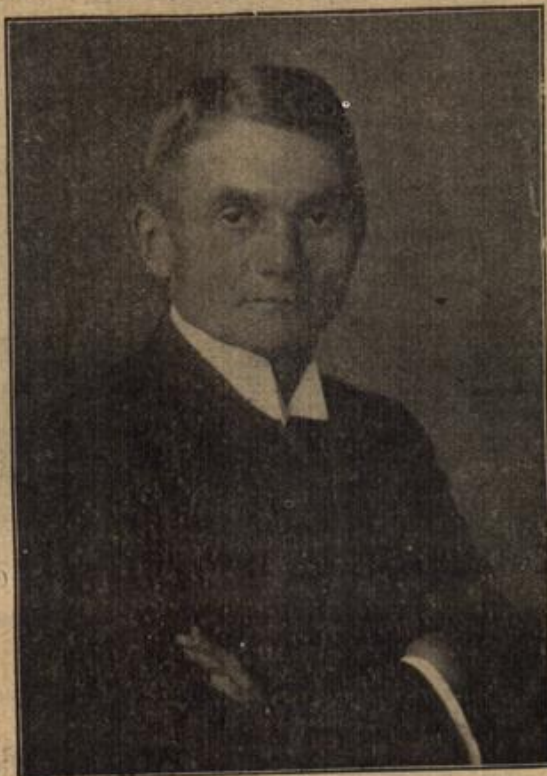
An einer Fensterseite des Saales hatte die Baronin, mit Hilfe japanischer Schirme ein traulich Gäßchen geschaffen. Hier empfing sie am Teetisch die Gäste. Außer Karsten und seiner Tochter war auch Baron von Neuenstein, ein benachbarter Gutsbesitzer, nebst seinen Töchtern gekommen.

Rose stand völlig im Banne der fremdartigen Kunst, die sie hier umgab. Die vornehme Ruhe, die Harmonie der Farben und Formen rundum, die verflungenen Zeiten, die aus den Bildern sprachen, nahmen sie so gefangen, daß sie sich unbewußt dem Ganzen einfügte, wie ein glänzender Stein in bunte Mosaik. Sie dämpfte ihre Stimme, ihre Bewegung — war sparsam mit Worten und Gesten, ja, sie hielt sogar den Blick im Zaume, und das naive Staunen, das sonst in ihren Augen lag, wenn sie Geschautes in ihren Sehkreis trat, lebte nur in ihrem Geiste. Möglich, daß auch die ruhige Sicherheit der jungen Baronessen von Neuenstein auf sie wirkte. —

Die Baronin war sehr zufrieden mit ihr. Ein feines Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie sah, wie anpassungsfähig Rose sein konnte. Wohlwollend ruhte ihr Blick auf dem Mädchen, das da so frisch und gesund an Leib und Seele vor ihr stand. Sie sah hinüber zu dem Sohne, der im eifrigen Gespräch mit Neuenstein und Karsten an einem der Fenster lehnte, und es fröstelte sie. Es zog wie eine Warnung durch ihren Geist:

Sünde ist es, dies frische Mädchenleben an den blassen, blutlosen Mann zu knüpfen, der seine beste Kraft vergeudet hat im Nachtleben der Großstadt! Sünde . . .!

Sie biß sich auf die Lippen im selbstquälerischen Denken. Wieder ging ihr prüfender Blick zu Rose hinüber, die sich den Töchtern des Barons von Neuenstein angeschlossen hatte und jetzt den breiten Weg, der vom Schlosse durch den Garten und den Park zur Donau führte, heraufkam. Und da kam ihr das erlösende Bewußtsein: eine gesunde Trägerin des alten Geschlechts wird dieses Mädchen sein. Schließlich hatte das Schicksal ihr das junge Wesen in den Weg geführt als neues Reis für ihren alten Stamm.



Kapitän König.

der Führer des ersten Handels-V-Bootes der Welt. Ist am 20. März 1867 in Dhr. Kreis Meiningen, geboren. Er ging im Jahre 1883 zur See und befehligte am 27. April 1891 die Prüfung zum Schiffer auf großer Fahrt. Im Jahre 1896 trat er als Offizier in den Dienst des Norddeutschen Lloyd und wurde 1911 zum Kapitän befördert. Im März 1916 schied er aus dem Dienst des Norddeutschen Lloyd aus, um bei der Bremer Ocean-Reederei die Führung der „Deutschland“ zu übernehmen.

Sie war bürgerlich, wohl wahr — aber doch aus gutem Hause. Die Karstens hatten sich in allen Kriegen hervorgetan und mit Ruhm bedeckt. Nur der Eigensinn eines der Urahnen, der den ihm angebotenen Adel ausgeschlagen hatte, war schuld daran, daß dieses starke Geschlecht bürgerlich geblieben war.

So suchte sich die Baronin der Bedenken zu erwehren, die ihr Menschen- und Standesbewußtsein um so mehr drückten, als ihr Heiratsprojekt an Ausichten gewann.

Inzwischen hatten die Herren eine Karte auf dem breiten Fensterbrette ausgebreitet und Neuenstein, der Träger der Idee, bewies Béla und Karsten an der Hand des sorgsam ausgearbeiteten Planes den Nutzen einer Fabrikanlage an der Dampferanlage. Auch die umliegenden Grundbesitzer werden großen Nutzen aus dem Unternehmen ziehen. Da es sich um eine Zuckerrübenfabrik handele, müsse der Rübenbau in Aufschwung kommen und es sei zu erwarten, daß er bedeutend größere Prozente abwerfe, als der bisher sorgfältig gepflegte Anbau von Getreide.

Neuenstein hatte für alles Belege zur Hand. Er erwies sich als ein Mann mit geschäftlichen Erfahrungen, hatte, als er noch einfach Neuenstein hieß, die Güter des Barons von Kübel verwaltet und sich darum große Verdienste erworben. Er genoß in weitesten Kreisen Vertrauen und Achtung.

Karsten und Béla bekamen rote Köpfe. Sie sahen im Geiste das angelegte Kapital ins Unendliche wachsen. Freilich, noch war die Beschaffung eines genügenden Anlagekapitals die Hauptfrage der Gründer.

Neuenstein trat für die Gründung einer Aktiengesellschaft ein und Karsten war ihm nicht entgegen. Er lebte sich immer mehr in das Projekt ein und behielt sich nur aus Prinzip noch eine

Bedenkzeit vor.

Béla begriff sehr wohl die Vorteile, die ihm der Tag brachte. Die Sorge, die ihn so fest in ihre Zwangsjade genommen, glitt langsam von ihm ab. Er fühlte sich erstarten in der freien Strömung, die ihn plötzlich gefaßt, fühlte sich Herr der Situation und mit diesem Bewußtsein kam jene glückliche Stimmung über

... das Boot stieß ab, dumm
schlugen die Ruder in das Wasser.
Leicht glitt der Kahn dahin, nur
kleine Wellen schlagend, die sich
an Schilf und Uferpflanzen
brachen. Es war ein mühsames
Rudern. Das Bett des Baches
war schmal. Schilf und Wasser-
pflanzen sperrten häufig den Weg.
„Wir dürfen nicht weit aus-
holen,“ riet Béla und presste die
Arme fest an den Leib, tauchte
die Ruder dicht am Kahn in das
Wasser.

Schweigend saßen alle; der
Abend flutete mit seiner erlösenden
Ruhe, mit seinen Rosenwellen
durch das All. Von den hohen
Ufern nickten Eichen, nickten
Erlen und Eichen im Schmutz
von Waldbreite und Efeu. Eis-
vögel stießen in die dunkle Tiefe
des schmalen Wassers, Saphieren
gleichend, die vom Himmel fallend
in der Flut versanken und wieder
leuchtend aufstiegen.

Kein Laut regte sich, nur das
Wasser rieselte und rauschte leise,
und der Ruderschlag verlangte mit
dampfem Ton. So glitt der Kahn
durch das schwarze Wasser, weiter
und weiter.

Rose saß still. Sie hielt die
Hände gefaltet, den Kopf gesenkt.
Andächtig genoß sie die Schönheit
dieser Stunde, für sie erhöht durch
den Reiz des Neuen. Das stille
Wasser, die ernsten Wälder an den
Ufern, der rosige Himmel über
allem, lösten sanfte Empfindungen
in ihr aus, machten sie empfäng-
lich für die werbenden Blicke des
Barons.

So oft sie aufsaß, ruhten seine Augen auf ihr mit dringlicher
Wärme. Sie fühlte ein Glück durch ihre Glieder rieseln, genoß
es wie ein Wunder und wagte nicht, es durch ein Wort zu ver-
scheuchen.

Béla und Gisela zogen die Ruder ein, lässig saß Charlotte
am Steuer; das Schifflein trieb sachte den Fluß hinab, der Donau
zu, die in der Ferne glänzte.

Béla sah das schimmernde Wasser, er wußte es, die Stelle,
an der sich das Flüßchen in den Strom ergoß, war nahe. Er
wußte es, daß sie verloren wären, wenn der Kahn in die Donau
geriet.

Ein neues Sehnen stieg in ihm auf: Vergessen . . . ruhen
von all der Hast des Lebens . . . er hatte es ja schon genossen,
hatte es gelebt bis zur Ueberfüllung . . . Ach, wer da ruhen
könnte . . . immer . . . ohne Zwang, in wahrer Freiheit.

Langsam trieb der Kahn dem großen Strome zu. Dort
hinein und alles hätte ein Ende . . .

Aber er war nicht allein, und die, die mit ihm waren, hungerten
noch nach dem Leben. Die kleine Rose . . . schön war sie . . .
und bequem wird die als Gattin sein, wie alle Frauen, die gut
und harmlos sind . . .



Im Schützengraben aufgestellte Maschinengewehre zur Abwehr
feindlicher Krieger.

... Sie fuhr wie aus einem Traume auf. Verwirrt sagte sie:
„Ob ich schwimmen kann? und wie! Immer bin ich mit . . .“
sie stotte plötzlich und wurde glühend rot. Warum empfand sie
es peinlich zu sagen:
„Mit Joseph bin ich geschwommen, als wir noch Kinder
waren. Schön war es im Bache, der sich durch Wiesen und Felder
wand. Schön, wenn die Sonne aufging und die Vögel sangen.“
Und mitten in die Augenblicksfreude kam die Sehnsucht zu
ihr, die Sehnsucht nach jenen Stunden, die so weit, ach, so weit
zurücklagen! Wie ein Traum grüßte sie das Kinderleben, wie ein
seliger Traum. Versunken saß sie, ließ die Finger durch das
Wasser streichen, daß es leise rauschte und gluckte. Es klang
wie das Lied, das einzige, das Joseph kannte und ihr vorgesungen
hatte, wenn sie am Abend vor dem alten Schlosse saßen, ge-
schwätzlich umschlungen, glücklich in ihrer Unbefangtheit:

O Schicksal, o Schicksal,
Gewähr' mir eine einzige Bitt',
Geh', laß mir mei' Röschen
Und nimm mir's halt nit.

Und es wurde ihr bange in
diesem Augenblick um Joseph, um
den Freund der Kindheit.

Es war dunkel geworden; die
hohen Ufer mit dem dichten
Baumwuchs warfen tiefe Schat-
ten. Sie fröstelte. Es zog eine
dumpe Furcht durch ihre Seele.

Sie, die Tochter des Waldes, die
niemals Furcht gekannt, erschraf
vor dem Schwarz der nächtlichen
Ufer.

Sie atmete auf, als sie am
Ziele hielten.

Béla sprang zuerst ans Land,
schlang die Kette um den Pflock
am Ufer und half den Damen aus
dem Kahn, Rose zuletzt. Er hielt
sie wohl einen Herzschlag lang,
brückte ihre Hand mit warmem
Druck und flüsterte ein Liebes-
wort. Da kam das warme Leben
zu ihr zurück.

Es war spät, als die kleine
Gesellschaft im Schlosse anlangte.
Baron von Neuenstein wollte
heim und erwartete ungeduldig
seine Tochter.

Ein herzlicher Abschied von den
Mädchen, und Rose folgte der
Baronin in ihr Zimmer. Sie
war das erstemal zur Nacht im
fremden Hause:

„Gott schütze dich und schenke
dir einen guten Traum!“ sagte
die Baronin, als sie sich von ihr
trennte. Sie machte ein Kreuz
auf ihre Stirn und flüsterte ihr zu:

„Träume der ersten Nacht im
fremden Hause gehen in Er-
füllung . . .“

Rasch ging die Zeit; ein Blumentleben für Rose, eine Re-
schöner Stunden.

Wenn sie des Abends in ihrem Bett unter seidener Decke
lag und all das Erlebte noch einmal durchdachte, kam eine un-
endliche Wonne über sie.

Wie gut doch die Menschen waren! Wie zart die Baronin
es verstand, sie mit den neuen Lebensgewohnheiten bekannt zu
machen! Ach, die besaß ja in ihrer eigenen Person das stärkste
Bildungsmittel. So fein wie sie! Das war Rosés heißer Wunsch
und daneben wuchs ihre Neigung für Béla.

Ich liebe ihn! Hundertmal am Tage sprach sie es vor sich
hin. Und Béla . . . ? Es wachte in seinem blasierten Herzen
wirklich ein Gefühl auf, das der Liebe glich, ein Wünschen, das
in seinen Augen, auf seinen brennenden Lippen saß. In der
ganzen Zeit hatte er kein einziges Mal mehr an Sidi Farkasch
gedacht.

Weihnachten kam heran mit wilden, schneereichen Stürmen.
Der Forstmeister hatte in einem langen Schreiben, welches
Hannes ins Schloß gebracht, seine Tochter zurückverlangt.

„Ich will das Fest nicht ohne Rose feiern.“ Das war
der Inhalt des Briefes.

„Nein, er soll das Fest nicht ohne Rose feiern; aber muß das in der Forstmeisterei geschehen?“
 „Bei mir ist Raum für viele...“ schrieb sie zurück. „Ich will Rose, die ich lieb gewonnen habe wie ein eigen Töchterlein, nicht in das furchtbare Schneetreiben hinauslassen.“
 „Kommen Sie doch zu mir. Kommen Sie alle... ich habe soviel Platz und freue mich auf meine lieben Gäste, freue mich, sie hoffentlich bald recht innig mit uns befreundet zu sehen.“
 „Denn, lieber Karsten, was wir gewollt, es ist geschehen — die Kinder lieben sich. Sie warten auf den Segen des Vaters...“
 Da ging ein zufriedenes, stolzes Lächeln über das runde Gesicht des alten Forstmeisters. Er lief mit dem Briefe zu seiner Schwester.

Er traf sie im Wohnzimmer. Als sie Karsten eintreten sah, rasch und lebhaft wie einen Jüngling, erblaßte sie. Die Hand, die die Aepfel für den Weihnachtsbaum im Raschgold wälzte, zitterte... aber sie nahm sich zusammen. Wenn ihr auch alle Hoffnung schwand, sie wollte fest sein und blieb fest.
 „Das ist ja recht freundlich von der Baronin, daß sie uns alle zum Feste einladet,“ sagte sie, nachdem sie den Brief gelesen. „Aber auf Joseph und mich darf sie nicht zählen; wir bleiben zu Hause.“

Nein, es war ihr nicht möglich, Rosés Verlobung mitzufeiern! Sie wünschte ihr Glück, aber sie vermochte es nicht zu sehen. Ein bitterer Schmerz durchwühlte sie. Joseph... wie er leiden würde! Sie hätte ihm so gern das Glück gegeben, das sie als das höchste im Leben erkannte! Ein Dieb, wesensteins mit ihm, schlicht und gesund an Seele und Leib. Das war nun vorbei.

Sie hatte gehofft, Rose werde mit hängenden Flügeln von ihrem ersten Fluge in die Fremde zurückkommen, wie die jungen Schwalben, die im letzten Sommer in der Stube zum Leben erwacht waren und von ihren ersten Flugversuchen durch Regengüsse zurückgeschreckt worden waren... Pudelnas und recht eilig waren sie heimgekehrt. — Freilich, der nächste Sonntag hatte sie für immer entführt!

Still verlief die Zeit in der Forstmeisterei. Das Gesinde trat leise auf, als gelte es, Kranke zu schonen. Ach ja, krank waren sie alle; alle sehnten sich nach Rosés heiterem Lachen. Alle Heiterkeit war mit ihr geschwunden. Wie finster der junge Herr dreinschaute... nun, man wußte ja warum...
 „Es brüht ihm das Herz ab,“ flüsterte Suse schwermütig. Sie konnte es wissen. Auch sie drückte das Leid. Sie war blaß und still geworden und weinte oft.

„Weil der „Herrschaftliche“ nicht mehr herüberkommt! dachte Marie, die alte Köchin.“
 So gingen alle trübe in das Versöhnungsfest der Christen. Hannes, der Kutscher, Gärtner, Tischler und Hausknecht in einer Person war, trug sich mit Kündigungsgedanken. Er mochte Suses blasse Wangen nicht sehen. Er litt für sie, aber er wollte ihr nicht helfen, konnte es nicht... nein... „Kruzitürken, is dos a Gfrett auf dieser Welt!“

Es blieb still im Forsthaus.
 Joseph, der jetzt oft auch nachts vom Hause weglief, hatte sich für das Fest beurlaubt. Er sei vom Förster Schubert für die Feiertage eingeladen, gab er an.
 „Er wird dort wohl hängen bleiben!“ meinte Karsten, während er den Pfeifentopf über dem Kohleneimer ausklopfte.
 Förster Schubert hat schöne Töchter!“

VII.

Hell strahlte der Christbaum in Adamhof. Bunte Kerzen schmückten ihn, Christrosen blühten aus grünem Moose an seinem Fuß; sehr vornehm, sehr feierlich wirkte der Baum mit seiner grünen Schleppe, die die Erde segte.
 Aber Rose stand stumm davor. Fremd schaute sie der Baum

an. Sie hatte sich das alles ganz anders gedacht! Verlobung — ja, sie stand an dem wichtigen Wendepunkt ihres Lebens. Tief seufzte sie auf. Was klang nicht alles aus diesem Seufzer! Hoffnung, Erwartung und — nun ja, auch Reugier, — Reugier vor dem Geheimnisvollen, das noch verschleiert vor ihr lag — und Wehmut, wenn sie des Glückes ihrer Mädchenzeit gedachte.
 So wogte es durch ihre Seele. Glück und Trauer und ein Quentchen jenes dumpfen Unbehagens, das ihr die Schatten gebracht, als sie den Fluß hinaufgefahren war unter den dunklen Bäumen des Parkes.

Sie schrak zusammen. Schritte kamen näher. Leichte, etwas müde Schritte, die so gut zu dem blassen Manne paßten. — Joseph tritt fester auf! Wie ihr das so plötzlich durch den Kopf ging! In solchem Augenblicke! Ja — sie empfand den Ernst der Stunde, empfand das Schicksal, das zu ihr kam. Wie wird das Glück sich entfalten, das sie erwartet? Gar manche

Rose blüht dem Licht entgegen — ein Sturmwind knickt sie vor der Zeit — eine Wolke zieht über die Sonne und fallender Regen nimmt ihr Duft und Farbe.

Ihr Herz schlug heftig, schlug wie in Angst — und es war doch Seligkeit, die sie erwartete.

Sie wandte sich um, Béla trat ein.

Hilflos sah sie zu ihm auf.

Er sah sie — sah sie im Schmutz der vornehmen Gewandung, sah das köstliche Gelock, hochgerafft und mit Goldketten durchwunden, sah das Ebenmaß ihrer Gestalt, die Sehnsucht in ihren Augen, und der Liebreiz, der von ihr ausging, ließ seine Seele erzittern.

Ja, sie war schön — war seiner Liebe wert!

Sie fühlte, was ihn bewegte und faßte verwirrt nach der Lehne des Rokokoessels, das in ihrer Nähe stand.

Er nahm ihre Hand und legte seinen Arm um ihre jungen Schultern. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie fliehen, aber er hielt sie mit sanftem Druck und flüsterte ihr süße Worte zu.

Als die Baronin eintrat, konnte sie die Tochter in ihre Arme schließen. Sie tat es mit mütterlicher Wärme.

Dann führte Béla die Braut zum Weihnachtstisch und steckte ihr den Ring an den Finger, es war ein kostbarer Ring. Das Licht der Kerzen brach sich in dem scharf geschliffenen Stein.

Die Baronin warf einen raschen Blick darauf, eine Falte des Unmuts zeigte sich auf ihrer Stirn:

„Immer der Alte!“ dachte sie. Mit leerer Tasche macht er königliche Geschenke!

Draußen wirbelte der Schnee im wilden Jagen, der Nordwind heulte. Die Bäume schönten und ächzten in ihrer Not.

„Es wird wohl kaum jemand aus der Forstmeisterei herüberkommen,“ sagte die Baronin mißgestimmt. „Wir werden heute wohl unsere eigenen Gäste sein.“

Das junge Paar focht das nicht weiter an. Es hatte keine Langeweile. In tändelnder Rede, im Bauen von Lustschlössern, ging die Zeit rasch dahin:

„Denkst du noch daran, Rose, als ich dich das erste Mal gesehen habe, im nassen kurzen Kleide, neben dem wilden Roßentod?“ Die Frage griff ihr ans Herz. Es flutete Frühlingsluft durch ihre Seele. Jener Tag, so klar, so himmlisch rein... es



Oesterreich-ungarische Mannschaften mit Gaschutzmasken in Gefechtsbereitschaft in Wolhynien.

„Du bist doch hier auch daheim,“ sagte Běla getränkt und lächelte sie.

Sie schüttelte nur leise den Kopf. Daheim, ach nein, daheim war es doch ganz anders! Der Christbaum war zwar nicht so hoch und nicht so vornehm, aber so traut wie ein Kindergruß. Die Lichtlein von Tante Josephas Wachsstock abgeschnitten, einfach um den Ast gerollt, rochen so honigsüß, und die Ketten in allen Farben, die Küsse und Äpfel im hellen Gold, Pfeffertuchen und die süßen Schokoladenplätzchen, die Joseph immer so hoch in die Zweige gebunden. Und die lieben Augen von Tante, von Vater und Joseph. . . die staunenden Gesichter der Diensteute — Hannes, Euse, Marie und die andern. . .

Hier war alles so gemessen, so würdevoll. . . Ihre Augen trübten sich. Da sagte die Baronin, die sie beobachtet hatte:

„Ich glaube, unser Töchterchen ist müde?“

Sie führte Rose selbst in das zierliche Mädchenzimmer, schloß sie noch einmal zärtlich in die Arme, und dann war Rose allein. — Sie trat ans Fenster und sah in die wilde Nacht hinaus.

Nichts sahen ihre Augen, als den sturmgepeitschten Schnee, der allen Raum zu füllen schien zwischen Himmel und Erde. Sie fühlte die Kälte, die durch die Fensterrahmen einzog und ließ die schweren Seidenvorhänge herabfallen.

Langsam begann sie sich auszuleiden. Sie hatte die Rose, die ihr die Baronin geschenkt, verabschiedet. Sie wollte kein fremdes Gesicht sehen. Vor-

sichtlich streifte sie das hellblaue Seidenkleid ab — ja, sie hatte es schon gelernt, solch zarte Gebilde von Stoff und Spitzen rücksichtsvoll zu behandeln! Und wie sie das Kleid bedächtig auf dem niederen Divan ausbreitete, kam eine große Sehnsucht zu ihr nach jener goldenen, wonnigen Zeit, in der sie solche Rücksicht noch nicht gekannt, in der sie im

vertragenen Kattunkleid durch den Wald gelaufen, mit Joseph in die Hühnhütte oder auf den Entensfang und auf den Schneepfaden ging, da sie noch nichts wußte von dem Leben verwöhnter Kreise und solch ein seidenes Gewand nicht einmal im Traume gekannt hatte.

Der Tag stand deutlich vor ihr, an dem sie mit schmutzigen Schuhen vor der Kutsche gestanden und ehrsüchtig die gelben Atlaspolster geschaut. Nun war ihr das alles so nahe — sie war Braut und bald die Herrin hier in Adamhof.

Nun schoß doch das Blut in ihre Wangen. Sie ließ den Ring an ihrem Finger im Lichte der Lampe blitzen und vor den Strahlen des edlen Steines verflochten sich alle wehmütigen Gedanken. Es blieb nur die Wonne zurück, die jedes junge Mädchen empfindet, das der Bräutigamsfuß hinausgehoben über das enge Leben ihrer Jungfräulichkeit.

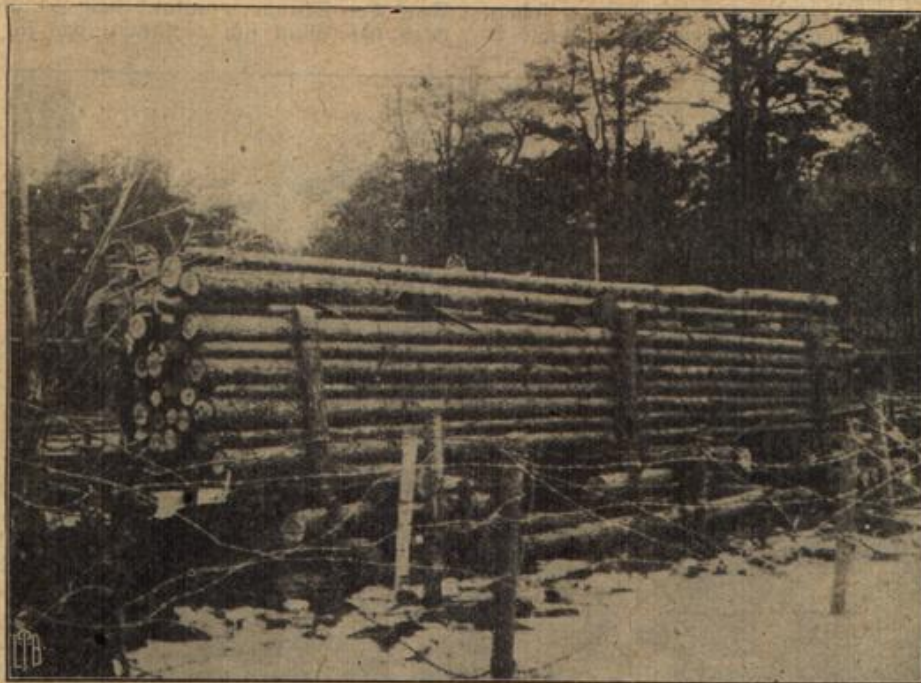
Ach, ich bin doch unaussprechlich glücklich!

Sie löste ihr Haar und kämmte es, wie sie das immer zur Nacht tat, sorgfältig durch. Wie sie den Blick hob, bemerkte sie ihr Bild im Spiegel, und sie sah, wie schön sie war. Das Gesicht strahlte im Reiz der Jugend und des Glückes. — Sie lächelte, freute sich über ihre Schönheit um seines willen.

Draußen heulte und pfiß der Sturm seine frostigen Lieder. Sie verschlangen den Schall der Dorfglocken, die zur Christmette riefen. Vom Schlosse her taptten verummte Gestalten, Laternen tragend und Stöcke, durch die Schneewehen. Einer ging immer hinter dem andern, vorsichtig in die Fußstapfen des Vordermannes tretend, ehe der feinkörnige Schnee sie wieder verwehte.

Rose lag unter seidener Decke und schlief. Seit sie erwachsen war, hatte sie das erste Mal die Christmette versäumt.

(Fortsetzung folgt.)



Eine aus riesigen Baumstämmen im wohnnischen Sumpfsgebiet errichtete österreich-ungarische Verteidigungsstelle, davor nenangelegte Drahtverhaue.

Doch eine ist . . .
Novellette von Ilse C. Fromm.

(Nachdruck verboten.)

Vom Garten, der die Villa des Medizinalrates Ambrosius umgab, konnte man hinausschauen in die frühlingsblühende Welt, die sich hinter dem stillvornehmen Palasthaus des Nachbarn verbarg. Wilderwachsene Laubgänge, üppiges Rosengeranke und duftende leuchtende Beete, über die Schmetterlinge und schillernde Käfer selig taumelten, gaben diesem Garten etwas märchenhaft Verträumtes.

Ein Windhauch brachte Weidenbüsche herüber zu dem jungen Mädchen, das klopfenden Herzens in dieser Sonnenscheinheit stand und sich in bunte stille Welt hinübersehnte.

Wenn ich nur einmal hineindürfte, dachte sie mit heißem Wünschen und dann beobachtete sie eine schlanke noch jugendliche Frau, die einen älteren Herrn sorglich führte, und einen Jungen, der wenig älter war, als sie selbst.

Diesem Jungen gehörte Hilbe Ambrosius ganzes Denken. Sie spann Märchen um ihn und wußte nichts Sehnlischeres, als mit ihm sprechen zu dürfen, seine Freundschaft zu gewinnen.

Die Tante, die Hilbe seit ihrer Mutter Tod erzog, schalt mit ihr, wenn sie sie mit verlangenden Augen in des Nachbarn Garten hineinschauen sah.

„Ich muß ihn kennen lernen, dachte Hilbe, entgegen allen Vorhaltungen, und hatte keinen anderen Wunsch im Herzen.

Wenn sie sich auf dem Schulweg trafen, flogen ihre blonden Zöpfe, und als sie einmal mit bewußter Bewegung ihre Bücher zur Erde gleiten ließ, und er sie ihr mit verlegener Verbeugung überreichte, erglühte ihr Gesicht vor Stolz und Freude.

Die Freundschaft zwischen ihnen war von dieser Stunde an besiegelt. Täglich huschte Hilbe Ambrosius durch die Gartenspforte hinüber zu Heinz Liebrecht, und unter den blühenden Bäumen saßen die beiden jungen Menschenkinder bei eifrigem Lernen, und es wuchsen reiche Zukunftspläne in ihrem

Herzen auf.

„Wenn wir beide unsern Doktor haben, dann errichten wir eine große Klinik und helfen allen Menschen, die Heilung ihrer Leiden bei uns suchen,“ und indem sie von ihrer Zukunft sprachen, erglühten ihre Wangen und echte Kameradschaft entstand in ihnen.

Die hielt die ganzen Schuljahre hindurch und als sie das Maturum gemacht hatten und die Universität besuchen wollten, kam die erste Trennung.

Hilbe Ambrosius studierte in Heidelberg, Heinz Liebrecht in Bonn. Und während er sein feuchtschöliches Burschentum in vollen Zügen genoß und die ungebundene Freiheit in brausender Jugendlust auskostete, saß sie in ernster Arbeit über ihren Büchern, nur von dem einen Gedanken erfüllt, das Ziel, das sie sich gesetzt hatten, sobald wie möglich zu erreichen.

Nach zwei Jahren erhielt sie die Nachricht, daß sein Vater, nach schwerer geschäftlicher Krisis an den Folgen eines Schlaganfalles gestorben sei. Sie fuhr heim, traf ihren Jugendfreund bei seiner Mutter, sah aber sein Wesen so völlig verändert, daß sie nicht mehr den rechten Ton zueinander fanden.

Seine Mutter war durch den Verlust ihres Gatten tief erschüttert. Gramgebeugt saß sie an der Bahre des Toten und war kaum einem tröstlichen Zuspruch zugänglich.

„Mutter,“ sagte Heinz, weil er empfand, daß sie unsagbar litt, „ich werde uns beiden eine gute Zukunft aufbauen.“

Da hellten sich für kurze Augenblicke ihre Züge auf und ein mattes Lächeln flog über ihr Gesicht.

„Mein lieber Heinz — es ist so furchtbar, daß ich unser Haus verlassen muß. Was fange ich an?“

Silbe Ambrosius sagte einen Entschluß.
 „Ich bitte Sie, kommen Sie mit mir nach Heidelberg. Wir sind dann beide nicht einsam.“
 Heinz stimmte diesem Vorschlage rasch zu.
 „Siehst du, Mutter, Silbe findet immer den richtigen Weg. Wahrhaftig, Silbe, ich erkenne immer mehr, welch ein wertvoller Mensch du bist. Du hattest stets großen Einfluß auf mich.“
 Silbe Ambrosius erwiderte nichts. Ein schmerzliches Gefühl zog in ihr Herz, und sie dachte: Wenn ich dir nie mehr wahr, als das, was deine Worte jetzt betunden, wofür haben wir dann unsere gemeinsamen Zukunftspläne aufgebaut?

Das Leben ging wieder seinen steten Gang. Frau Liebrecht wohnte in Silbes Pension, und an schönen Tagen machten sie Spaziergänge, und das Neckarstädtchen ließ die Leidende wieder neu aufleben.

„Wie dankbar bin ich Ihnen, Silbe, daß Sie mich aus der Enge herausgenommen haben. Wäre nur Heinz so strebsam wie Sie.“

Und Silbe, die ähnliche Gedanken hegte, sagte, das Studium mit seinen vielen Nebenerscheinungen lenkte einen Studenten weitaus mehr ab, als eine Studentin. Für sie gäbe es weder Kneipen, noch Paulböden.

Die Mutter seufzte: „Ja, Kind, muß das denn sein?“

„Es ist, so lange es Universitäten gibt. Nur wenigen gelingt es, sich vollkommen frei davon zu machen.“

Aber das Geld schmilzt zusammen, und wenn er nicht bald sein Examen macht, kann ich keine Zuschüsse mehr geben.“

Silbe Ambrosius promovierte und ging nach kurzer Zeit zur Assistenz eines bedeutenden Arztes nach Wiesbaden.

Frau Liebrecht begleitete sie auch dorthin und hoffte sehnlichst, von ihrem Sohne auch die Mitteilung zu erhalten, daß er seinen Doktor gemacht hätte. Statt dessen kamen nur Briefe von ihm, wenn er wieder Geld verlangte.

Und als eines Tages die Mittel erschöpft waren, hörte man nichts mehr von ihm.

Heinz Liebrecht war in fideler Gesellschaft. Sie saßen bei der Lindenwirtin in Godesberg und sangen fröhliche Studentenlieder, und als man zu vorgerückter Stunde an den Heimweg dachte, sang einer aus einer sentimentalen Stimmung heraus:

„Doch eine ist's, die weint um mich,
 Die wohnt im fernen Heimatland,
 Doch ihren Ring versetzte ich —
 O Academia!“

Da wurde Heinz Liebrecht nicht mehr fröhlich. Das Lied war ihm seltsam in die Seele gedrungen. Ob wohl einer um ihn weinte? Wie stolz und glücklich war er einst gewesen, und wie leichtsinnig hatte er alles in den Wind geschlagen, Jugend und Freundschaft und Schaffenslust. Er schämte sich. Könnte er je wieder vor sie hintreten?

Es war ihm, als rüttelte ihn einer, als erwache er aus einem wüsten Taumel. Er mußte seinem nutzlosen Leben eine neue Wendung geben.

Er mußte Silbe Ambrosius beweisen, daß er den ernstesten Willen zur Arbeit hatte, daß er ein Mensch werden wollte, der in stolzer Freude seinem Ziel zustrebt.

Eines Tages stand er vor den beiden Frauen. Die Mutter schrie auf, als sie ihn so unvermutet wieder sah und sank erschüttert weinend an seine Brust; Silbe Ambrosius aber stand hochaufrichtig und ließ seinen Blick ihrer ruhigen Augen von ihm. Erst als sich die Mutter beruhigt und das Zimmer verlassen hatte, brach Silbe das Schweigen.

„Du hast dein Wort schlecht gehalten, Heinz.“

„Ich weiß es, Silbe, und ich bin es auch gewiß nicht wert,

daß ich ein gutes Wort von dir höre. Ich hatte erwidern wollen, ich wüßte, daß wir arm geworden sind, aber anstatt zu weinen, habe ich gedumelt und immer nur der Mutter Silbe beibringen wollen. Aber Silbe, glaube es mir, ich werde jetzt ein anderer Mensch. Ihr werdet nicht eher von mir hören, als bis ich etwas erreicht habe.“

„Heinz, was willst du tun? Du bist es mir schuldig, sage mir, was du beabsichtigst. Wie willst du deine Mutter trösten?“

„Ich gehe nach Amerika.“

Sie fuhr auf. „Heinz — du — und alles waren nur Träume — alles leerer Dunst?“

„Nein, ich komme zurück, Silbe. Ich danke es dir, daß die Mutter bei dir ihre Heimat gefunden hat — ich werde es dir ewig danken.“

„Ach, wozu darüber reden. Ich glaube dir nichts mehr. Du hast noch nichts bewiesen.“

Sie fühlte es heiß in ihrer Kehle aufsteigen, aber mühsam beherrschte sie sich. Nur nicht zeigen, was er dir trotz alledem ist, dachte sie in großer Angst. Dann hatte sie einen Gedanken. Wenn er ernsthaft arbeiten würde, wollte sie ihm von ihren reichen Mitteln das Weiterstudieren ermöglichen. Sie sprach diesen Gedanken aus. Er aber wies alles von sich.

„Das kann ich nie annehmen, Silbe. Und überdies, ich habe so wenig das Zeug zu einem Arzt in mir, wie mein Vater es zum Kaufmann in sich hatte. Ich muß in die Welt. Ich will meinetwegen das Schlimmste durchkosten, nur aus eigener Kraft muß ich mir meine Zukunft aufbauen.“

„So geh'. Meine besten Wünsche begleiten dich. Doch warte einen Augenblick.“

Sie verließ den Raum und kehrte nach wenigen Minuten zurück.

„Versprich mir, daß du diesen Brief erst in Newyork öffnest. Kannst du das? Und nimm meinen Ring als Talisman. Er wird dich immer an die Heimat erinnern.“

Tränen traten in seine Augen.

„Silbe — wie gut du bist! Ich habe dich so ...“

„Bitte, nicht weiter.“

Wenn du wiederkommst. Wir haben beide Zeit. Du und ich. Ich will dir noch sagen: Gib den Ring nie von dir, es sei denn, daß er dich vor dem Äußersten bewahre.“

Doktor Silbe Ambrosius verabschiedete sich, da sie im Krankenhause erwartet wurde,

und Heinz Liebrecht blieb noch eine Weile bei seiner Mutter. Als Silbe zurückkam, war er fort. Von dieser Stunde an schien ihr, als hätte ihr Dasein seinen besonderen Wert verloren. Die Trennung hatte sie tiefinnerlich, schmerzlich getroffen.

Jahre gingen dahin. Silbe Ambrosius hatte längst ihre eigene Klinik. Frau Liebrecht war nach schwerer Krankheit gestorben, und von Heinz hörte die Jugendfreundin nichts mehr. Zu Anfang waren noch einige Briefe gekommen. In überschwenglichen Worten hatte er für das Geld gedankt, das er in ihrem Briefe gefunden, dann hatte er noch hin und wieder geschrieben, daß der Kampf um die Existenz drüben noch viel schwerer sei, als in der alten Heimat, und daß er bereit stände, jegliche Arbeit zu verrichten, wenn ihm nur die Möglichkeit dadurch wurde, sein tägliches Brot zu erwerben. Aber selbst die niedrigste Beschäftigung habe so zahlreiche Bewerber, daß es ein Wunder sein müßte, wenn er irgendwo angenommen würde.

Dann war kein Wort mehr von ihm zu ihr gekommen.

Doktor Silbe Ambrosius schaffte sich durch beharrliche Arbeit einen bedeutenden Namen. Sie erzielte gute Heilerfolge, selbst in komplizierten Fällen, und ihr Mitarbeiter, ein tüchtiger Chirurg, bewarb sich schon seit längerer Zeit um sie, ohne jedoch in ihrem Herzen irgendwelche Empfindungen zu erwecken. Wenn sie es auch nicht eingestehen wollte, so glomm doch noch in ihrer Seele



In den Kämpfen gegen Italien: Das malerisch gelegene Pieve de Ledro.

Der Krieg kam. Nur wenigen Deutschen gelang es, in den ersten Kriegstagen, nach Europa herüber zu kommen. Heinz Liebrecht aber hatte sich nicht zurückhalten lassen. Er kam über Holland nach Deutschland und stellte sich sofort der Heeresverwaltung. Große Begeisterung erfüllte ihn. Nun konnte er beweisen, daß auch sein Leben Wert bekam. Freudig zog er in die Schlachten und seine Tapferkeit wurde bald mit dem Eisernen Kreuz belohnt.

Bei einem nächtlichen Sturmangriff erlitt er eine schwere Verwundung und wurde nach Deutschland gebracht. Lange dauerte es, bis daß der Heilprozeß soweit vorgeschritten war, daß er beurlaubt werden konnte. In ungestümm Ungebuld verlebte er die Tage, und endlich durfte er die Reise antreten, die ihn zu Hilbe Ambrosius führte.

Sie wußte nichts von ihm und glaubte ihn drüben jenseits des Ozeans, als eines Tages, in dem Augenblick, wo ihre Gedanken intensiv mit ihm beschäftigt waren, ein Soldat vor ihr stand, den sie erstaunt betrachtete. Die Züge schienen ihr fremd, und doch glaubte sie, eine große Ähnlichkeit mit dem einstigen Freund zu entdecken.

"Hilbe."
Sie erschrak heftig und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Er reichte ihr die Hand.

"Hilbe."
"Du bist es, Heinz — du bist Soldat?"

Sie faßte sich schnell. Ihr Herz jauchzte auf. Alle Besorgnis, die ihr Herz genährt, fiel von ihr ab und eine große Ruhe erfüllte sie.

"Erzähle mir, wie es dir, ergangen ist, in diesen langen Jahren, die zwischen uns liegen."

Er nahm den Platz, den sie ihm bot. Ihre Blide glitten hinunter auf seine Hand, an der jener sprühende Brillant fehlte, den sie ihn als Talisman mit in die neue Welt gegeben hatte.

Hans Liebrecht fühlte ihren Blick.

"Den Ring suchst du vergebens, Hilbe. Er rettete mir das Leben und legte den Grundstein für meine Zukunft. Laß dir erzählen. Ich irrte halb verhungert durch die Straßen Newhorks, hatte auf der Brooklynbrücke gestanden und hinunter in die Tiefe geschaut und mit dem Entschluß gekämpft, meinem jämmerlichen Leben mit einem Sprung in die jähe Tiefe ein Ende zu machen. Jede Phase habe ich durchkostet. Nichts Menschliches ist mir fremd geblieben. Nachts stand ich in elenden Spelunken und verzapfte schlechte Getränke an lichtcheues Gefindel, ich stand bei hellichem Tage vor Kinos und schrie aus Leibeskräften das Programm herunter und putzte Stiefel in großen Hotels. Hundert Dinge könnte ich dir aufzählen, die ich verrichtet habe."

Doktor Hilbe Ambrosius lauschte ihm interessiert. Sie empfand großes Mitleid mit ihm. Zugleich aber eine genußtuende Freude, daß er sich durch alle Feinisse durchgerungen und zu ihr zurückgefunden hatte. Was war jetzt aus all ihrer Sorge geworden? Wie ein böser Traum waren die Jahre ohne ihn dahingegangen und vor ihr stand jetzt das Leben. Ein zuversichtliches Lächeln lag um ihren Mund, und ihre Augen sahen voll tiefer Liebe auf Heinz Liebrecht, der seine Erzählung noch nicht beendet hatte.

"Einmal war ich im Deutschen Klub beschäftigt. Es ging dort oft lustig zu — und weißt du, bei einem Herrenabend, da hörte ich das alte Studentenlied:

"Doch eine ist's, die weint um mich,
Die wohnt im fernen Heimatland,
Doch ihren Ring versetzte ich — —"

Du kennst doch das Lied, Hilbe. Wie Feuer ergoß es sich durch meinen Körper. Ich konnte meine freie Stunden kaum erwarten, stürzte dann fort, lief wie besessen durch die Straßen und — Hilbe, sei nicht böse — ich verkaufte deinen Ring. Er



Wie die österreich-ungarischen Pioniere unter großen Schwierigkeiten ihre Drahtverhaue durch die wohnnischen Sümpfe transportieren.

jener Fabrik, die mich damals angestellt hat."

Hilbe Ambrosius lächelte befreit.
"Gott sei Dank, Heinz, daß du mich von dieser Sorge e — lösest. Ich freue mich, daß du dich durchgerungen hast und daß du dich als guter Deutscher gezeigt hast."

"Ich liebe mein altes Vaterland, meine Hilbe, und wenn du willst —"

"Jeder steht auf dem Platz, auf dem er stehen muß, Heinz. Wirst du nach dem Kriege wieder nach Amerika zurückfahren?"

Er ergriff impulsiv ihre Hände.

"Hilbe, wie kannst du so fragen? Weißt du nicht, weshalb ich dich suchte? Weißt du nicht, daß ich dich liebe, daß ich nur für dich lebe. Wir werden ein mustergültiges Sanatorium bauen, du leitest den medizinischen und ich den kaufmännischen Teil. Bist du einverstanden, Hilbe — meine einzige Hilbe?"

— Das Mädchen erschien und meldete Herrn Doktor Braun, Hilbe Ambrosius Mitarbeiter. Sie ging ihm lächelnd entgegen.

"Lieber Doktor — ich stelle Ihnen meinen Verlobten vor — und hoffe, Sie werden gute Freunde, wenn wir demnächst gemeinsam arbeiten."

Doktor Braun verneigte sich steif. Er war in tiefster Seele gekränkt, weil sie den anderen ihm vorzog.

"Es ist möglich, daß ich nach Berlin gerufen werde —"

"O, wie schade," sagte Doktor Ambrosius — na ja, man muß unter allen Umständen das tun, was man für recht erkennt."

Heinz Liebrecht küßte dankbar die Hand seiner Braut.

Sprüche.

Alles, was wir wirklich lieben, ist unersetzlich, und alles, wofür Ersatz nur denkbar ist, haben wir niemals wahrhaft geliebt.

Den leeren Schlauch bläst der Wind auf, — Den leeren Kopf der Dunkel.

Der Stod.

Skizze von S. Röder.

(Nachdruck verboten.)

So trostlos grau sah sie aus mit ihren kleinen, schiefen Häusern, von denen Regen und Schnee im Laufe der Zeit das bishigen Schmutz und die hellen Farben abgebröckelt hatten, mit ihrem holprigen Pflaster, die winklige Straße in der Altstadt. Im Sommer, da nahm doch die Sonne mit ihren goldenen Strahlenhänden die Dürftigkeit und das Spinnwebgrau aus den Ecken und Winkeln fort, da legte sie breite, schimmernde, aus lauter Goldlicht gewebte Bänder um die alten Mauern, über die Dächer; da blühte wohl hie und da ein liebes Blumenstößlein auf einem Fensterbrett. Aber nun, unter dem tiefhängenden regenschweren Winterhimmel sah es gar so grau, so öde aus!

An der Straßenecke ein Kinderweinen — laut, zweistimmig, in Absätzen. — "Mama — Mama!" schluchzen und schreien zwei kleine, schmutzige Knirpse von etwa fünf Jahren. Ganz verzweifelt steht besonders der eine da und wüßt mit den kleinen Fäustchen die Tränen von den roten Waden. Ich frage sie: "Was habt ihr denn, Jüngens?" — Der Größere geht einen Schritt zurück und schaut mich an zwischen Wangen und Trotz. Große Blauaugen hat er. Ich fahre ihm mit der Hand über den blonden Struwwelpopf: "Nun sag' mir's doch! Hast du dir weh getan?" — Erneutes bitterliches Schluchzen und zwischenbüch: "Der da, ha — hat mir meinen Knü — Knü — Knüppel abge — genommen!" Unter stoßweisem Schluchzen kommt es heraus. Er zeigt auf

Sprüche.

„Hoffnung“ heißt der Vogel, der sein Nest in das Herz des Menschen baut.

Der Wanderstab — ein Zauberstab,
Führ' ihn bergauf, bergunter;
Er zeigt mit jedem neuen Schritt
Ein neues Gotteswunder.

Die ersten Hausnummern. Die Numerierung der Häuser ist keineswegs eine so alte Einrichtung, wie man glauben sollte. Erst im Jahre 1797 wurde sie durchgeführt, und zwar kam zuerst in Berlin der Gedanke auf, die Häuser zu numerieren. Nicht ohne ein Lächeln des Erstaunens können wir die heute noch erhaltenen Verhandlungen über die zweckmäßigste Art der Numerierung durchlesen. Da das Beispiel der Numerierung bisher in noch keiner Großstadt vorhanden war, galt es, etwas durchaus Neues zu erfinden, und die wunderbarsten Vorschläge wurden diskutiert. So hatte der Plan große Aussicht, sämtliche Häuser Berlins, von denen damals schon einige tausend vorhanden waren, mit fortlaufenden Nummern zu versehen. Die Nummer 1 sollte am Brandenburger Tor beginnen, und dann sollten die Nummern durch die Straßen fortlaufen und ziemlich planlos durch die Stadt geführt werden.

Dieser Vorschlag fand aber zum Glück aus naheliegenden Gründen Gegner. Es wurde dann der Vorschlag gemacht, die Häuser nur innerhalb der Straßen zu numerieren, aber es bedurfte einer zweijährigen Verhandlung, bis man endlich das Wertvolle gerade dieses Vorschlages einsah und ihn zur Ausführung brachte. Im Jahre 1797 begann Berlin mit der Numerierung der Häuser, und zwar in der Weise, wie es noch heute geschieht, daß die Nummern der verschiedenen Häuser ununterbrochen aufeinander folgen. Straßennamen waren damals natürlich vorhanden, aber man bezeichnete die Häuser in diesen Straßen entweder nach den Gehäusen oder nach den Emblemen, die über den Haustüren angebracht waren. Aus dieser Zeit stammt noch die Sitte, jedem Hause ein besonderes Wahrzeichen zu geben, wie „Zur Sonne“, „Zum Bienenkorb“, „Zum Pokal“, „Zum Hahn“, „Zum schwarzen Löwen“ usw., ein Brauch, der sich heute nur, in Deutschland wenigstens, bei den Gasthäusern und bei den Apotheken erhalten hat. Man bezeichnete auch das Haus nach dem Besitzer, und in alten Berliner Adresskalendern liest man die Bemerkung: „wohnt in der Kochstraße in des Kaufmann Müllers Hause“. Es war dann Sache des Betreffenden, sich in der Straße selbst nach dem Kaufmann Müller zu erkundigen. In den alten Berliner Adressbüchern, die bis in das Jahr 1760 zurückgehen, liest man auch Bezeichnungen wie „wohnt in 3. Hause von der Ecke, in dem Hause neben der Kgl. Porzellanmanufaktur“ usw. In Wien führte man im Jahre 1803 die Numerierung ein und traf hier

schon eine Anordnung, die sich bis heute erhalten hat. Man numerierte die eine Seite der Straße mit den geraden, die andere mit den ungeraden Zahlen und erleichterte dadurch die Orientierung besonders für den Fremden. Auch in Paris folgte man dem Wiener Beispiel, als man dort im Jahre 1805 die Numerierung der Häuser durchführte.

Kosten eines Eisenbahnzuges. Die wenigsten Menschen, wenn sie bequem zurückgelehnt in einem Eisenbahnzug in rasender Eile dahinfliegen, machen sich eine Vorstellung davon, was eigentlich so ein geflügeltes Ungetüm kosten mag. Gewöhn-

und die demnächst auch ein Hindenburg-Bildnis erhalten wird. Dort im deutschen Osten war der Germanengeist allzeit ebenso lebendig wie in Berlin, der Hauptstadt.

Bös hereingefallen. Am Stammtisch erzählt Herr Kunze: „Denken Sie mal, heute Nacht so um zwei herum, während ich noch im Wirtshaus saß, ist ein Einbrecher bei mir gewesen.“ — „Na, und hat er was erwischt?“ — „Und ob!“ ruft Herr Kunze aus, „der arme Kerl liegt im Spital. Meine Frau hat nämlich geglaubt, daß ich es gewesen sei.“

Der neunjährige Rolf erscheint in einem selbst für seine Verhältnisse ungewöhnlich schmerzigen Zustand von Gesicht und Händen vor seiner Mutter, die ihm deswegen Vorhaltungen macht. — „Ach,“ erklärt Rolf mit überlegener Miene, „ich habe mich entschlossen, zwei wachlose Tage einzuführen.“

Karlchen kommt mit zer-rissenen Kleidern, blauen Beulen und blutender Nase aus der Schule. Auf die Frage des Vaters, was mit ihm geschehen sei, antwortete er: „Ich habe mit Friese Schulz gewettet, daß er mich die Leiter nicht hinauftragen kann — und hab' die Wette gewonnen!“

Ein Bauer kam in die Großstadt und sah zum erstenmal einen Sprengwagen. Erstaunt betrachtete er ihn und fing dann an, laut zu lachen: „Was ist denn los?“ fragte einer der Vorübergehenden. — „Hähä,“ lachte der Bauer, „nu fiesen Sie bloß mal den Wagen da, bis der zu Hause ist, läuft alles raus — und der Kutscher merkt nix!“

Nicht echt. Bildhauer: „Sieh' mal meine neue Arbeit hier: Mädchen, sein Haar aufstehend.“ Wie gefällt sie dir?“ — Freund: „Gar nicht naturgetreu! Wenn es echt wäre, müßte das Mädchen den Mund voll Haarnadeln haben!“

Nichtig. „Sag' mal, erinnerst du dich, daß ich dir vor einem halben Jahre 30 Mark borgte?“ — „Ja.“ — „Du sagtest, du wollest sie nur für eine kurze Zeit!“ — „Stimmt auch, eine Stunde später hatte ich sie ausgegeben.“

Rätsel.

Die erste gibt uns täglich Brot,
Beiwahrt vor Hunger und vor Not
Den Armen wie den Reichen.
Die zweit' erquickt die müde Flur
Und muß der lechzenden Natur
Labung und Stärkung reichen.
Das Ganze ist ein tödlich Gift
Und wenn es Blatt und Blüte trifft,
So müssen sie erbleichen.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Die Brezel.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Geht vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kellen, Breideney (Habr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Habr).



Verdun während der neuen Beschickungen. Ein Straßenbild.

lich werden Lokomotive und Tender mit 42 000 Mk. taxiert, der Gepäckwagen kostet 8000 Mk., der Postwagen 16 000 Mk. und der Wagen für Raucher 20 000 Mk. Zwei gewöhnliche Passagierwagen werden jeder mit 40 000 Mk. veranlagt und drei Wagen erster Klasse mit je 60 000 Mk. Alles zusammen kommt die nette Summe von 346 000 Mk. heraus, doch sehr oft kostet ein ganzer Zug 600 000 Mk. und mehr.

Sauertrautreffter nennen uns bekanntlich die Franzosen. Hierzu verdient Erwähnung ein Ausspruch aus allerhöchster Zeit, 1807 bis 1813, des späteren Königsberger Oberpräsidenten von Schön: „Ohne Kantische Philosophie und Sauertraut wäre ich längst gestorben.“ Und das dankbare Ostpreußen hat ihm in der altpreussischen Residenzstadt, die sich damals so treu bewährt, in Königsberg in der Königstraße ein Denkmal gesetzt vor der Kunstakademie, die auch des früheren Akademie-Direktors, Rosenkreuzer, großes Wandgemälde der letzten Ritter von Marienburg beherbergt